

Der demokratische Herrscher

Ein moderner Fürstenspiegel

Die Person, die ich hier beschreibe, ist kein Individuum, dessen Namen ich verschweige. Es ist ein Prototyp, abgeleitet von einer Reihe hochrangiger Politiker, die ich im Verlauf meines Lebens aus unmittelbarer Nähe beobachten konnte. Aufgrund ähnlicher Stellung und vergleichbarer Funktionen haben sie alle die gleichen Charaktereigenschaften entwickelt. Was auch zu erwarten ist, denn jede gesellschaftliche Rolle begünstigt durch ihre Anforderungen bestimmte Verhaltens- und Mentalitätsformen.

Von Chantal Delsol

EINE REDUZIERTER EXISTENZ Spätestens seit Max Weber wissen wir, dass zum Berufsprofil des Politikers die Leidenschaft gehört. An sich ist daran nichts auszusetzen angesichts seiner hohen Aufgabe, für das allgemeine Wohl zu sorgen. Über jemanden, der alles für seine Schmetterlingsammlung zu tun bereit ist, kann man spotten, nicht aber über ein leidenschaftliches Engagement für die hohe und notwendige Aufgabe des Regierens. Demokratie bedeutet die Auseinandersetzung zwischen Überzeugungen – Überzeugungen, wie das Beste für die Gesellschaft erreicht werden kann. Und so ist es in Ordnung, dass demokratische Politik getragen wird von Leidenschaft im positiven Sinn eines fordernden, unersättlichen, selbstverzehrenden Engagements für das, was man für richtig hält.

Doch auch abgesehen von dieser Zielsetzung muss die politische Führungskraft in der Demokratie ein leidenschaftlicher Mensch sein. Politische Macht ist ein massiver Vorteil, um den gnadenlos gekämpft wird, da, wie es so schön heißt, viele sich berufen fühlen, aber nur wenige auserwählt sind. Wenn jemals jemand in einer Demokratie sagt, man habe ihm seine Machtposition angeboten, so lügt er. Nach oben kommt man hier nur durch zähen Kampf.

Somit ist der erfolgreiche Politiker notwendigerweise ein leidenschaftlicher Mensch, besessen vom Begehren nach der Macht, bereit, ihr ganze Bereiche seiner Existenz zu opfern. Die extrem harte, skrupellose Konkurrenz, der er sich, mehr als in jedem anderen „Geschäft“, stellen muss, zwingt ihn in eine Art andauernden Kriegszustand – auch wenn kein Blut fließt und er nicht sein Leben riskieren, sondern es nur voll in den Dienst der Sache stellen muss. Kein Augenblick der Ruhe und, um es mit Péguy zu sagen, immer nur Episoden, keine großen Perioden. Immer muss irgendeine Wahl vorbereitet, ein Posten gesichert, eine Festung erobert, ein Gegner zurückgewiesen werden. Ein Sieg bringt nicht

etwa den Frieden, sondern sofort die Hoffnung auf die nächst höhere Position. Ist man Minister geworden, lockt ein wichtigeres Ministerium oder gar das Amt des Präsidenten. Und wiederum gilt es, mit allen strategischen Finessen zu kämpfen. Die Regeln demokratischer Herrschaft sind derart unerbittlich, dass sie dem, der sich auf sie einlässt, die totale Hingabe abverlangen. Es gibt kein halbes Mitmachen, keinen Entscheidungsspielraum: Man fügt sich ihnen oder man verzichtet ganz. Und verzichtet damit auf eine erfüllte Existenz.

Normalerweise versucht jeder Mensch, innerhalb der Zeit, die ihm gegeben ist, all die verschiedenen Interessen und Aufgaben eines wirklich humanen Lebens miteinander in Einklang zu bringen. Er erstrebt die soziale Anerkennung, die man durch Leistung gewinnt. Er berücksichtigt seinen Körper, er gibt seinen Impulsen und Gefühlen nach; er kümmert sich um eine Familie, die seine Zuneigung, Zuarbeit, manchmal auch sein Mitgefühl erwartet; er braucht Freundschaft und Gemeinschaft; er vervollkommnet sich in Liebesbeziehungen und Elternschaft. So kommen in einer erfüllten Existenz viele konkrete Anliegen dieser Lebensstränge zusammen und ordnen sich idealerweise einander zu, ohne sich gegenseitig zu behindern oder zu zerstören. Eine vollkommene Harmonie zwischen den verschiedenen Interessen ist gleichwohl keinem Sterblichen gegönnt; eine solch vernünftige Ausgeglichenheit würde zudem eher – wie der existenzialistische Philosoph Leo Schestow einmal über die Ethik des Aristoteles gesagt hat – einen faden Geschmack, ein Gefühl der Langeweile bewirken. Jeder von uns setzt eigene Schwerpunkte innerhalb der Lebensbereiche, und mancher auch in ziemlicher Ausschließlichkeit. Je mehr man sich allerdings auf ein einziges Anliegen spezialisiert, desto mehr verarmt das Leben als Ganzes. In allen Sparten gibt es Spezialistentum in diesem Sinn, doch die Politik fordert es in extremster Weise. Wer nach

politischer Macht strebt oder sie innehat, wird am weitesten abgedrängt von dem, was ich eine erfüllte Existenz nenne, von der Teilhabe am ganzen Gewebe menschlicher Interessen.

Die schlichte Klugheit rät, sich nicht aus Ehrgeiz eine Aufgabe zu stellen, die die eigenen Kräfte übersteigt. Wer sich bis an die Grenze zur Selbstvernichtung verausgibt, erntet nur bitteren Lorbeer. Erfolgreich zu sein auf Kosten der eigenen Existenz ist eine merkwürdige Zielsetzung. Man sollte immer mehr und stärker sein als die Aufgabe, die man sich stellt. Wer aber eine politische Führungsposition begehrt, kann sich diese Lebensklugheit nicht leisten, so selbstverständlich jeder vernünftige Mensch sie findet und nicht erst aus Balthasar Graciáns *Kunst der Weltklugheit* beziehen muss. Der aufstrebende Politiker braucht notwendigerweise all seine Kräfte, all seine Aufmerksamkeit für die eine Aufgabe, die keine Grenzen hat. Eine Harmonie zwischen verschiedenen Interessen zu schaffen, kann er sich nicht erlauben, weder in seinem persönlichen noch in seinem gesellschaftlichen Leben. Seine Aktivität steht von vornherein unter dem Zeichen der Hybris. Wenn er sich dieser gefährlichen Besonderheit nicht bewusst ist, kann er sich in Verhaltensweisen jenseits alles Vernünftigen hineinsteigern. Sodann ist er einzig fasziniert von seiner

eigenen Karriere, unterwirft ihr die ganze Umgebung und findet es normal, dass alle, mit denen er Kontakt hat, nichts anderem als seinem Ziel dienen.

Aber damit verliert er sich selbst zugunsten dieses Ziels. Er gibt sich den Phantomen der Hoffnung und der Erwartung hin, während er die Gegenwart nicht mehr wahrnimmt. Er investiert alles, ohne jemals etwas von Wert zurückzubekommen. Da die Politik sein ganzes Denken und seine volle Zeit beansprucht, ist er stets angespannt, er hat keine Muße, um zu leben. Muße ist für ihn alberner Zeitvertreib. Oft zeugt das Eheleben des erfolgreichen Politikers von der ungewöhnlichen Einspurigkeit seiner Lebensführung. Eine erste Gattin begleitet und unterstützt ihn bei seinen frühen, noch unsicheren und stolpernden Schritten. Aufgrund dieser Erfahrung ist es ihr später kaum möglich, ihn so rückhaltlos zu bewundern, wie er es von seiner Umgebung gewohnt ist. Sie hält nicht viel von dem Ruhm, den sie für sich nie wollte und dessen Eitelkeit und Hohlheit sie durchschaut. Die zweite Gattin hingegen ist überwältigt von der Staffage des Ruhms, hinter der sie das Elend nicht wahrnimmt; sie ist fasziniert von dem großen Politiker, dessen kleine Anfänge sie nicht kennt; sie nimmt nur seine Heldentaten wahr und bestätigt ihn in seinem Lebensstil. Die intime Beziehung dient letztlich nur noch dem politischen Weiterkommen. Der Ruhm sei der Todesschatten des Glücks, hat Madame de Staël gesagt. Der Politiker wählt den Schatten statt des Glücks.

Der Schritt vom roten Teppich herunter: Eröffnung des Arp-Museums 2007



Marc Salazar

DIE „FREUNDE“ Eine Folge der reduzierten Existenz: Der Politiker hat kaum Freunde. Er hat eine große Gefolgschaft von Leuten, die ihm zulächeln. Seine Adressbücher sind voll. Zu Neujahr verschickt er Tausende von Glückwunschkarten. Doch seine Beziehungen zu den Mitmenschen sind von besonderer Art.

Er ist oft zusammen mit denen, die man seinen Anhang oder seine Mitstreiter nennen kann, die seinen Kampf und sein Anliegen gutheißen und einen Teil ihrer Zeit in den Dienst seiner Wahl oder Wiederwahl stellen. Kaum eine demokratisch gewählte Führungskraft kommt ohne eine beträchtliche Gruppe solcher Anhänger aus. Nur in ganz seltenen Ausnahmefällen kann sich ein Politiker auf einen Wahlkreis verlassen, der von vornherein auf seiner Seite steht, oder auf die politische Dynastie seiner Familie. Im Allgemeinen aber hat jemand, der selbst keine Anhängerschaft um sich zu scharen vermag, keine Aussicht auf eine Machtposition. Also muss er die Beziehung zu den Mitstreitern pflegen. Mit der Zeit knüpft er freundschaftliche Bande mit ihnen in der

kämpferisch-begeisterten Atmosphäre der Wahlvorbereitungen, der gemeinsamen Essen, der zahlreichen Versammlungen. Die Gegnerschaft zur feindlichen Partei und die Hoffnung auf den eigenen Sieg verbinden zu einer Kameradschaft, die der Verbrüderung im Krieg nicht unähnlich ist. Die Mitstreiter arbeiten unentgeltlich; vom Maß ihrer freiwilligen Unterstützung hängt das Schicksal des Kandidaten ab. Es hat Kandidaten gegeben, die ihre Unterstützer bezahlten, und Präsidentschaftsanwärter, die sich eine Gruppe von jungen Claqueuren geleistet haben, die ihnen von Stadt zu Stadt folgten. Doch die Presse durchschaut solche Strategien, und die Lächerlichkeit der Bloßstellung vernichtet sodann jede Aussicht auf einen Sieg.

Was aber haben die Anhänger davon, dass sie sich derart zeitaufwendig für die Ambitionen eines Politikers einsetzen? Zuerst einmal natürlich die Freude an außergewöhnlichen Erlebnissen jenseits ihres Alltags. Der Abstecher ins Reich der Politik kann ihnen eine zweite Identität geben, selbst wenn sie immer im Schatten ihres Kandidaten bleiben. Aber und vor allem: Im Falle des Sieges ist seine Unterstützung ihnen sicher. Dann wird er ihnen helfen, wenn sie Schwierigkeiten mit einer Behörde haben, wird dafür sorgen, dass ihre Bewerbung oben auf den Aktenberg zu liegen kommt, wird für sie die Adresse eines medizinischen Spezialisten ausfindig machen und einen Job für einen arbeitslosen Familienangehörigen beschaffen. Er agiert also als ihr Protektor, lässt sie von seinen Beziehungen profitieren wie ein „Patron“ im alten Rom. Es bildet sich eine Art von Klientelismus aus, ein Austausch von Dienstleistungen nach dem Motto: „Ich diene dir, du beschützt mich“. Die Verbindung zwischen gewähltem Politiker und seinem Anhänger kann deshalb nur schwer zu echter Freundschaft führen. Ohne Gleichheit keine Freundschaft, stellte Aristoteles zutreffend fest. Der Anhänger bewundert den Politiker, den er unterstützt, betrachtet ihn als seinen persönlichen Helden und fühlt sich durch die nahe Bekanntschaft geehrt. Der Politiker seinerseits kann – und dies ist ziemlich oft der Fall – Hochschätzung oder sogar eine Art von Zuneigung für diejenigen empfinden, die ihn unterstützen. Doch da er allen anderen allein gegenübersteht und der Unterschied zwischen seinem Status und dem ihren zumeist groß ist, entsteht dabei keine Freundschaft als Beziehung zwischen Gleichen. Dennoch wird der Politiker immer lieber einen Abend mit seinen Anhängern verbringen, als sich mit alten Freunden treffen. Die unerbittlichen Anforderungen seiner Karriere lassen die kleinste Zeiteinheit, die dem Aufstiegsziel entzogen wird, als verloren erscheinen. Vom Kriterium

der Effektivität aus gesehen sind Abende mit Freunden nutzlos.

Der Politiker kommt natürlich auch mit gleichrangigen Kollegen zusammen, und so könnte man vermuten, dass sich hier Freundschaften entwickeln. Aber die politische Welt unterscheidet sich von anderen Berufswelten – etwa von Medizinern, Managern oder Wissenschaftlern – in einem wesentlichen Punkt. Auch wenn überall das Spiel der Ambitionen darauf zielen mag, so hoch wie möglich aufzusteigen, so gibt es für die politische Herrschaft doch nur eine Pyramide und eine einzige Spitze. Freundschaften, die auch hier bei gleicher Überzeugung und ähnlicher Lebenssituation zu entstehen beginnen, werden schnell wieder zerstört; aufgrund der Ausschließlichkeit des Machtwillens kann es eine dauerhafte Freundschaft, die bereit ist, dem Freund zuliebe auch einmal eigene Interessen zurückzustellen, nicht geben. Der hochrangige Politiker hat keinen Freund, auch wenn er sich damit brüsten mag, davon Tausende zu haben. Diese Situation hat einen Namen: die Einsamkeit der Macht.

IM DUNSTKREIS DES RUHMS Kennzeichnend für den hochrangigen Politiker ist sein nicht-gewöhnliches Leben – ich vermeide mit Bedacht das Wort außergewöhnlich, das ich für echte

Im Mai 2006: Fünf Freunde sollt ihr sein



Helden aufspare. Der Politiker ist, ebenso wie wir anderen, selten aus dem Stoff, aus dem Helden gemacht werden, und trotzdem behandelt man ihn wie einen Heroen. Als normaler Mensch führt er somit eine nicht-gewöhnliche Existenz, und das wirkt sich verhängnisvoll aus.

Sobald er in eine Führungsposition gewählt ist, tritt er aus der Anonymität des Normalbürgers heraus. Er kommt in einen Raum voller Menschen, und sofort entsteht eine seltsame Stille, es wird nur noch ehrfurchtvoll geflüstert. Er läuft die Straße entlang, und hundert Augen sehen ihn an, Hände werden ihm gereicht. Der Taxifahrer betrachtet ihn im Rückspiegel, mit bewundernder oder feindlicher Miene, je nachdem. Der Politiker schaut nicht mehr, wie wir Normalmenschen, in neutrale, gleichgültige Gesichter. Er kennt die Leute nicht, denen er begegnet, aber sie erkennen ihn. Und die pure Tatsache, dass sie ihn leibhaftig vor sich haben, versetzt sie in freudige Erregung. Er zeigt sich irritiert darüber, dass er nichts unerkant unternehmen kann, nicht mit einer Frau ausgehen oder sich auch nur beim Bäcker beschweren kann, ohne dass es die ganze Stadt erfährt. Doch – und dies ist eine sehr menschliche Inkonsequenz – der große Mann ist ebenso irritiert, wenn er einmal nicht erkannt wird. Fragt man ihn wie alle anderen beim Eintritt in eine Spielbank nach seinem Ausweis, so entfährt ihm gleich ein „Wissen Sie etwa nicht, wer ich bin?“.

Nicht-Gewöhnlichkeit bedeutet also, dass der Politiker sich die meiste Zeit aufgrund seines Status in einer Ausnahmesituation befindet. Sobald er sich irgendwo sehen lässt, bietet man ihm den Ehrenplatz an; man sorgt dafür, dass er vor allen anderen bedient wird, dass er auf niemanden warten muss, während alle auf ihn warten. Wenn er seinen heimatlichen Wahlkreis besucht, ist immer Feiertag, eben weil er gekommen ist; und weil er nur selten kommt, wird seine Präsenz vollends zum großzügigen Geschenk. Er ehrt diejenigen, die er besucht, sie machen ihm den Hof, und sie erzählen noch lange davon, wie er sich auf einen bestimmten Stuhl in ihrem bescheidenen Wohnzimmer gesetzt hat. Es ist, als habe er jeden Tag im Jahr Geburtstag.

Das Heraustreten aus der Anonymität erzeugt bei einem normal veranlagten Menschen ein Hochgefühl. Und es ist ebenso verständlich, dass der Politiker in dieser Situation Erkennen und Anerkennung verwechselt und meint, wenn die Leute sein Gesicht kennen, wissen sie auch um seine politische Arbeit. Er glaubt, man bewundere sein Können, während man doch nur seinen Status bestaunt. Hier beginnt die Loslösung von der Realität. Die wirklichen Talente, die er mit seiner

Wahl bewiesen hat –, Willenskraft, gutes Augenmaß, Durchhaltevermögen – sind grundsätzlich nicht anders oder höherwertig als die, mit denen man in anderen gesellschaftlichen und geschäftlichen Bereichen zum Erfolg kommt. Aber der Politiker bezieht aus ihnen den Ruhm eines Helden, weil die heutige Gesellschaft Menschen mehr für ihre Medienpräsenz als für ihre Meriten bewundert. Präsenz in den Medien hat jedoch mit wirklichem Verdienst wenig zu tun.

Der Realitätsverlust des großen Mannes wird gesteigert durch die Natur des politischen Handelns. Auf der Führungsebene, um die es hier geht, ist dies ein öffentliches Handeln, das die ganze Gesellschaft betrifft und ihre Zukunft bestimmt. Was der Politiker tut, hat weitreichende Folgen. Er kann daher das Gefühl haben, nicht in der normalen, alltäglichen Existenz mit ihrem oft unbemerkten, zumeist schnell vergessenen Tun zu leben, sondern einzig in der Geschichte. So ist ihm denn das Alltagsgeschehen, das sich in seiner Umgebung, bei den ihm nahestehenden Menschen abspielt, egal: Staatsangelegenheiten sind wichtiger als alles andere. Er verweilt in der Atmosphäre erlebter Geschichtsträchtigkeit, weit weg von den Geschehnissen des privaten Lebens, auch solchen von grundsätzlicher Bedeutung.

Es ist leicht, sich den Zustand des Berauschtseins vorzustellen, den ein solch permanenter Ausnahmestand beim Betroffenen hervorruft. Aufgrund seiner Privilegien verfällt er verständlicherweise den Fehlern, zu denen die Bevorzugung verleitet. Er ähnelt einem verzogenen Kind, das sich zum Pfau aufbläht, alles zu wissen glaubt und auf niemanden mehr hört. Das gewöhnliche Leben, in dem das Essen anbrennt, Termine verpasst werden und das Auto nicht anspringen will, ist ihm unbekannt. Theoretisch weiß er zwar, dass jene bescheidene und fehlerhafte Existenz für fast alle Menschen das Normale ist. Aber zu deren konkreter Wirklichkeit hat er keinen Zugang mehr, denn man muss sie erleben, es reicht nicht, von ihr zu hören. Den Königen wird es ähnlich ergangen sein, allerdings unterscheidet er sich von ihnen darin, dass seine Machtposition zeitlich begrenzt ist und er darum weiß.

Das ist der wunde Punkt. Eine Demokratie besteht gerade im Wechsel der Regierungen: Das ist ihm allzu bekannt. Doch während er einerseits mit Verve dieses demokratische Prinzip verteidigt, tut er alles, um es für sich selbst außer Kraft zu setzen. Er lebt in dauerhafter Furcht, den Ehrenplatz mit all seinen Vergünstigungen zu verlieren, setzt alles an seine Wiederwahl, verfällt auf Intrigen, um auf seinem Posten bleiben zu können. Er verhält sich so, als ob ihm sein Amt gehören würde, obgleich er weiß, dass es ihm nur auf

Zeit anvertraut ist. Und wenn er das Amt verliert (was leicht geschieht, denn solche Posten sind begehrt und die Anwärter geschickt und zäh) so kommt er nicht zurecht im normalen Leben. Es erscheint ihm leer und sinnlos.

Die Politik ist eine harte Droge. Mit ihrer Prachtentfaltung, ihrem Zeremoniell, mit der ständigen Suggestion, im Rampenlicht der Geschichte zu stehen, mit ihrer hektischen Betriebsamkeit versetzt sie den, der sich ihr hingibt, in einen Rauschzustand. Stärker noch wirkt das „epische“ Rauschmittel der Anspannung auf immer neue Risiken und weitere Abenteuer hin. Der Politiker wird damit in eine Welt versetzt, die ihm ständig wechselnde Reize und Erregungszustände beschert. Auf diese Welt zu verzichten, ist keine leichte Sache; die Loslösung eines Politikers von seinem Amt gleicht dem langwierigen Prozess der Entwöhnung eines Suchtabhängigen. Ohne Schaden kommt er nur davon, wenn er einen ungewöhnlich starken Charakter hat. Zugespißt gesagt: Der Politiker muss ein Held sein, um den Mut zu haben, sich zuzugeben, dass er keiner ist, was immer auch seine Umgebung ihm suggerieren mag. Diese Art von Heldentum ist äußerst selten. Im Allgemeinen verdirbt das Leben als prominenter Politiker, das sich so wenig für einen normalen Menschen eignet, den Charakter. In Einzelfällen vermag eine gute Erziehung dem negativen Einfluss der permanenten und unverdienten Huldigung zu widerstehen; ohne eine solche Erziehung kommt man aus der Zerreißprobe völlig desorientiert heraus.

Der Politiker braucht viel Anstand, um den Ruhm und seine Auswüchse mit Anstand über sich ergehen zu lassen. Ebenso viel braucht er, um den Verlust des Ruhms zu ertragen. Das Leben in der hohen Politik erfordert, so scheint es, mehr an Anstand als irgendeine andere menschliche Existenz. Aber andererseits ist es ja gerade nicht das Kriterium des Anstands, das den Politiker an die Macht kommen lässt – glücklicherweise, ist man versucht zu sagen, denn der Anstand qualifiziert ihn nicht zum Regieren.

Die Gesellschaft, die seinen Glanz bestaunt, sollte auch um das Elend des großen Politikers wissen: Er ist ein sterblicher Mensch, dem man eine zu große Last aufgebürdet hat, denn die Distanz zwischen dem, was er ist, und dem, was er vollbringen soll, ist allzu groß. Er ist nicht unfähig im Sinne der Kompetenz: Zumeist fällt er angemessene Entscheidungen und erledigt korrekt seine Regierungs- und Verwaltungsaufgaben. Aber seine Lebensklugheit reicht nicht aus: Die Situation erfordert von ihm wesentlich mehr, als er aufbringen kann.

Eigentlich wussten wir es schon: Die Macht ist eine zu schwere Bürde für einen Sterblichen.

Aus dem Französischen von Ina Schabert

Im Gesicht die Spuren der Macht: Ex-Premier Lionel Jospin im Kommunalwahlkampf (Paris, 27. Februar 2008)

